

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 73 (2002)
Heft: 1

Artikel: "Die Heimat darf nicht beim Bewohner sein"
Autor: Ritter, Adrian / Amrein, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der einstürzenden Hochhäuser. Die Ereignisse überschlagen sich.

Am folgenden Sonntag, dem 16. September, findet in der katholischen Kirche in Sarnen eine ökumenische Gedenkefeier statt. Das schreckliche Ereignis soll mit Würde offiziell abgeschlossen werden. Der Pflegedienstleiterin gelingt dies zumindest teilweise: «Für mich war dieser Tag der Abschluss der öffentlichen Phase der Ereignisse.» Als sich nach der Messe die Türen der Kirche öffnen, sei jeder seinen eigenen Weg zurück ins Leben gegangen. Auch für Madera bedeutet der 16. September ein Zurückgehen in den Alltag.

Im Alterszentrum «am Schärme» verläuft die Rückkehr in den Alltag individuell. Einige Bewohner fragen sich,

was denn jetzt wohl mit R. A. geschehen werde. Aber sie hätten keine Angst gehabt, sagt Madera. Denn er ist ja weg. Es hilft, dass die Geschehnisse erst jetzt bekannt wurden, aber schon zwei Jahre zurückliegen. Es gibt BewohnerInnen, die R. A. auch im Nachhinein nicht als Täter wahrnehmen, sondern das positive Andenken an ihn bewahren wollen.

Wut ist immer noch vorhanden

Zur Bewältigung der Ereignisse ist für die Mitarbeitenden sehr wichtig gewesen, die Wertschätzung für ihre Arbeit zu spüren. Der Obwaldner Landammann Josef Nigg habe die Pflege als wertvolle Arbeit bezeichnet und den Pflegenden sein Vertrauen ausgesprochen, erzählt Schu-

ler. Solidarität erfährt die Pflegedienstleiterin auch von Berufskolleginnen und Berufskollegen aus anderen Institutionen.

Bei den einen oder anderen Mitarbeitenden des «Schärme» spürt sie auch heute noch Wut. Aber es sei halt seither auch sonst viel passiert in der Welt.

Warum hat er es getan?

Für Betriebsleiter Madera ist das Thema R.A. vorläufig in den Hintergrund gerückt. Jetzt heißt es warten – auf weitere Untersuchungsergebnisse. Denn man wisse nicht, warum der R. A. es getan hat. Jetzt sitzt er in Untersuchungshaft in Luzern.

In Sarnen ist wieder Alltag eingekehrt. ■

«DIE HEIMAT DARF NICHT BEIM BEWOHNER SEIN»

Von Adrian Ritter

Supervisor Andreas Amrein versuchte in Einzelgesprächen und der Supervision in Gruppen den Mitarbeitenden Raum zu geben – Raum, um der eigenen Betroffenheit über die Tötungen auf die Spur zu kommen.

FZH: Herr Amrein, das war wohl ein ziemlich aussergewöhnlicher Auftrag, in einer solchen Situation Supervision anzubieten?

Amrein: In der Supervision über derartige Geschehnisse zu sprechen, das war tatsächlich aussergewöhnlich. Andererseits kam die Anfrage für Supervision nicht aus heiterem Himmel. Ich leite schon seit einigen Jahren Weiterbildungen im «Schärme». Die Pflegedienstleiterin klärt jeweils ab, welche Themen die Mitarbeitenden beschäftigen und ich mache dann entsprechende Angebote. Im Falle der Tötungsdelikte wurde eine Umfrage unter den Angestellten gemacht. Darin kam der Wunsch nach Supervision klar zum Ausdruck.

FZH: Wie haben Sie sich auf diese Aufgabe vorbereitet?

Amrein: Ich machte mir Gedanken über Themen wie Alter, Leben und Sterben und über das, was passiert war. Dann versuchte ich mich zu lösen von meinen eigenen Bildern, um einfach

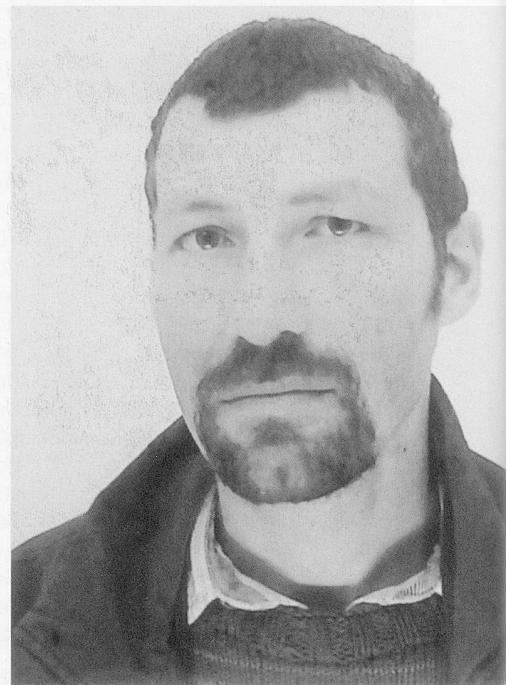
aufnehmen zu können, was die Mitarbeitenden an Themen und Bildern in die Supervision bringen.

FZH: Wer braucht in solch einer Situation Supervision?

Amrein: Grundsätzlich richtete sich das Angebot an alle Mitarbeitenden. In erster Linie waren aber die Teams angesprochen, in denen R. A. gearbeitet hatte. Also Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mit ihm gearbeitet hatten oder die jetzt Bewohnerinnen und Bewohner betreuen, die ihn kennen. Insgesamt nahmen etwa 30 der rund 140 Mitarbeitenden an Supervision in Gruppen oder in Einzelgesprächen teil.

FZH: Die Nachfrage war nicht grösser?

Amrein: Mich erstaunte es auch. Aber einerseits hängt die eigene Betroffenheit davon ab, ob man den Täter gekannt hat und andererseits gibt es verschiedene Möglichkeiten, das Geschehene zu verarbeiten. Die einen suchen vielleicht das Gespräch im privaten Rahmen, andere das Alleinsein. Die Super-



Supervisor Andreas Amrein: Der Wunsch nach Supervision wurde klar zum Ausdruck gebracht.

vision war ein Angebot für diejenigen, die diese Form von Verarbeitung wünschten. Wichtig war auch die damit verbundene Botschaft der Heimleitung an die Mitarbeitenden: Auch ihr seid Opfer und Betroffene und wir stehen

euch solidarisch zur Seite. Diejenigen, die davon Gebrauch machten, waren sehr froh darüber, wie das Feedback zeigte.

FZH: Wie lief die Supervision ab?

Amrein: Wir begannen im Juli 2001, nachdem die Tötungen im «Eichhof» in Luzern bekannt geworden waren. Ob R. A. auch in Sarnen Menschen getötet hatte, war erst Gegenstand der polizeilichen Untersuchung. In der Supervision sprachen wir zu diesem Zeitpunkt eher grundsätzlich darüber: Was wäre, wenn ein Arbeitskollege Bewohner töten würde? Diese Vorstellung löste vieles aus: Wut darüber, was damit dem Pflegeberuf angetan würde, Mitleid mit den Angehörigen, Unverständnis.

Als dann bekannt wurde, dass Sarnen tatsächlich auch betroffen ist, war das Vertrauen erschüttert. Eine andere Welt war in den Alltag eingebrochen, die Frage nach dem Bösen stand im Raum. Diese Fragen verunsicherten die Mitarbeiter in ihrem Selbstbild als Helfende. Dies zeigte sich mir besonders deutlich, als eine Teilnehmerin sagte: «Die Bewohnerinnen und Bewohner haben das Recht, im Sterbeprozess mit guten Gedanken begleitet zu werden. Im Falle von R. A. war das Gegenteil geschehen. Und niemand konnte verstehen, warum er es getan hat.»

FZH: Inwiefern kann Supervision in einer solchen Situation hilfreich sein?

Amrein: Ziel der Supervision war es, der eigenen Betroffenheit auf die Spur zu kommen. Mir ist dabei wieder einmal klar geworden, unter welchen psychischen und physischen Belastungen das Pflegepersonal arbeitet. Es besteht eine grosse Spannung zwischen notwendiger Empathie und genügend Distanz. Das sollte noch mehr berücksichtigt werden in dieser Arbeit. Pflegende sind grundsätzlich in Gefahr, dass ihnen das Wohl der Bewohnerinnen und Bewohner so wichtig wird, dass sie sich selber vergessen. Gerade bei leidenden Bewohnern kann es fatale Folgen haben, wenn zuviel Nähe die nötige Abgrenzung verhindert. Dann spüre ich vielleicht als Pflegender eine Ohnmacht und es kommt zu Handlungen, die nicht passieren, wenn die professionelle Distanz aufrecht erhalten bleibt.

FZH: Was braucht es, damit diese professionelle Distanz nicht verloren geht?

Amrein: Als pflegende Person muss ich wissen, wo ich hingehöre – ich muss in

die Institution eingebettet sein und ein Heimatgefühl haben. Meine Heimat darf nicht beim Bewohner sein, sie muss im Team sein. Dort muss ich Unterstützung und Sicherheit bekommen. Auch die dauernde Selbstbeobachtung ist wichtig: Wie fühle ich mich? Gehe ich nicht über die Grenzen dessen, was ich mir zumuten kann? Wenn ich keinen Kontakt zu meinen Bedürfnissen habe, werde ich zur Gefahr für die anderen. Helfende können nur helfen, wenn sie nicht hilflos sind mit sich selber. Sonst kommt es zu einem Missbrauch des Berufs und schlussendlich auch der Bewohnenden.

Als die beste Prävention erachte ich interne Schulung in Teambildung und Kommunikation. Persönlich werde ich in meiner Arbeit als Supervisor in Zukunft die professionelle Gestaltung der Beziehung zu den Bewohnerinnen und Bewohnern noch mehr thematisieren.

FZH: Inwiefern hat dieser Auftrag bei Ihnen selber Spuren hinterlassen?

Amrein: Ich besuchte während des Prozesses selber eine Supervision für Supervisoren – so wie ich das ohnehin regelmässig mache. Es war für mich weniger eine Belastung als dass es mich berührt hat. Etwa die erwähnte Aussage, jemandem mit guten Gedanken ein würdiges Sterben zu ermöglichen. In dieser Aussage scheint mir eine ganz grosse Kraft enthalten zu sein. Einen Menschen in seinen letzten Jahren, beim Übergang in etwas Unbekanntes, gut zu begleiten, das ist wohl eine der grössten Herausforderungen, die man als Beruf haben kann. Und damit werden die Mitarbeitenden wohl noch zu oft allein gelassen. Es ginge auch darum, ihnen bewusst zu machen, welche wichtige Aufgabe sie dabei übernehmen. ■

Buchhinweis

Supervision – Was kann sie? Für wen ist sie wichtig? Wann kommt sie in Frage?

Barbara Hoffmann-Gabel: *Supervision – Grundlagen, Orientierung, Entscheidungshilfen*, Vincentz Verlag, ISBN 3-87870-642-1, Fr. 30.50

rr. Barbara Hoffmann-Gabel zeigt in ihrem neuen Buch an vielen Beispielen, dass professionelle Helferinnen und Helfer Unterstützung und Entlastung erwarten können: durch Praxisreflexion unter kompetenter Anleitung. In Situationen aus dem Berufsalltag wird sich jeder Leser, jede Leserin wiederfinden können, der das «Helfen» als Beruf gewählt hat.

Was benötigen in der Altenhilfe tätige Menschen, die dauerhaft leistungsfähig sein wollen? Barbara Hoffmann-Gabel betont, dass immer wieder Schwung geholt werden muss, um mit erneuerter Energie angemessen handeln zu können. Aber wie kann die Motivations-Quelle für den täglichen beruflichen Einsatz «gefüttert» werden? Dazu, so die Autorin, ist es notwendig, nicht nur Hilfe zu geben, sondern auch Hilfe zu nehmen, um die eigenen Kräfte zu stärken und Frustrationen verarbeiten zu lernen.

Supervision sei ein guter Weg, die eigenen Kompetenzen zu sichern und die Motivation zu nähren: Supervision als sinnvolles «Pflegemittel» für professionelle Helfer und Helferinnen. Supervision sei «... eine spezifische Art von Qualitätsicherung: sie ist selbst ein kommunikatives Geschehen und fördert die kommunikative Kompetenz aller Beteiligten. Die Pflegehandlungen, die Beziehungen zu den hilfebedürftigen Menschen, die kollegialen Kontakte, die Rahmenbedingungen der Arbeit, die eigene Befindlichkeit bei der beruflichen Tätigkeit, Können, Wollen und Sollen – all das kommt ins Gespräch» und kann reflektiert werden und ist «in Bewegung».

Barbara Hoffmann-Gabel stellt in ihrem Buch nicht nur die Frage «Warum Supervision?», sondern beschäftigt sich auch mit dem: Für wen? In welcher Form? In welchem Rahmen? Sie geht auf den Supervisionsvertrag ein und beschäftigt sich in einem abschliessenden Kapitel mit der Supervisions-Philosophie sowie mit den Kriterien, welche eine gute Supervisorin/einen guten Supervisor auszeichnen.